

Die Königin Louise.

Louise Auguste Wilhelmine Amalie war die Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, der, da er keine Aussicht hatte, den Fürstenthron von Mecklenburg-Strelitz zu bestiegen (wogu er durch unermüdet eingetretene Todesfälle im Jahre 1794 dennoch gelangte) in hannoversche Dienste getreten war und als Gouverneur der Hauptstadt in Hannover lebte, als ihm am 10. März 1776 in dieser Tochter Louise das Geschenk des Himmels ward. Erzogin unter Anleitung ihrer Großmutter, der Landgräfin von Darmstadt, da ihre Mutter früh gestorben war, erhielt Louise von einem Fräulein von Wolzogen einen sorgfältigen Unterricht und eignete sich schnell alle Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften an, welche eine höhere Ausbildung verlangt, doch so, daß sie darüber den weiblichen Beruf niemals aus den Augen verlor und regen Sinn für die Nützlichkeith bewachte. Beschränkt in den äußeren Verhältnissen, wurde sie früh an Sparsamkeit gewöhnt und mußte sich, um ihrem großen Gange zur Wohlthätigkeit nur annähernd Genüge zu thun können, mit Selbsterleugnung manchen eigenen Wunsch verjagen.

Während des Feldzugs der Preußen in der Champagne hielt sich Prinzess Louise mit ihrer zwei Jahre jüngeren Schwester Friederike in Hildburghausen bei einer älteren verheiratheten Schwester auf, als aber Frankfurt 1792 von den Preußen und Oesterreichern wieder eingenommen war, wünschten die Geschwister im März des folgenden Jahres sich wieder nach Darmstadt, dem derzeitigen Aufenthaltsort ihres aus hannoverschen Diensten geschiedenen Vaters zu begeben und nahmen bei der Gelegenheit den Weg über Frankfurt, um den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu besuchen, mit dem sie durch ihre Mutter entfernt verband waren. Hier sah der 23jährige preussische Kronprinz Friedrich Wilhelm zum ersten Male die Prinzess Louise und zeigte augenblicklich eine tiefe Neigung zu der lebendigen schön-jungen Fürstin, über deren ganze Gestalt, obwohl sie in höchst königlicher Anstalt ausgearbeitet, doch eine Sanftmuth in Grazie ausgegossen war, welche diese Schönheit milderte; sie war eher groß als klein, herrlich gemacht, gesund, hitzig und Feinheit strahlte von ihren Zügen und ein unendlicher Reiz umgab die ganze wundervolle Erscheinung. Die irdische, sinnliche Liebe des Kronprinzen blieb nicht unerwidert trotz anderer Verdienste im Charakter herrschte doch in der andererseits viel Harmonie zwischen beiden, auch ließ in ja gewisse Verbindlichkeiten, wenn nur die Bildung und der sittliche Grundton derselbe ist, das festeste Band. Er war ernst, sie freundlich; er kurz, sie gesprächig; er vertieft, sie aufmerksam; er profaisch, sie poetisch; er satirisch, sie amüthig scherzend; er reizbar, sie sanft bescheidend; er einfach streng, sie dem Schmutz des Lebens nicht abgeneigt; er ganz ein Mann an Festigkeit und Würde, sie in eben dem Grade Weib voll Anmuth und Zärtlichkeit, jeder geneigt, voll herrlicher Liebe in dem andern das Ideal der Gattin, jedoch ist die irdische Welt bieten kann, zu leben.

Am 21. December 1793 zu Berlin miteinander vermählt, führte das königliche Ehepaar nunmehr ein Leben, wie es liebesfähig und schöner nicht gedacht zu werden vermag, wie es aber der Oberhofmeisterin, Gräfin von Dohm, nicht immer eitelstänig genug erscheinen wollte. Die ceremonielle Anrede: „Königliche Hoheit“ war verbannt, Friedrich Wilhelm sprach (unverhört) seine Louise mit dem trauten: „Du“ an und beide unterhielten sich, selbst in Gegenwart von Leuten niederen Ranges, statt in französischer in deutscher Sprache. (Ganz unüblich nach dem damaligen Hofton!) Als der Kronprinz einst zu einer großen Cour in einer reichen Staatskarosse mit acht Pferden davor, mit zwei Kutschern und drei Leibjägern fahren sollte, hob er die Gräfin von Dohm, die dame d'honneur, wie er sie getauft hatte, in den Gallawagen, schloß dessen Schlag hinter ihr, sprang dann mit seiner jungen Gemahlin in einen danebenstehenden zweispännigen Wagen und fuhr so unter dem Jubel der zunehmenden Volksmenge ab zur Cour.

Sein Familienleben führte Friedrich Wilhelm auch, nachdem er als der Dritte seines Namens den preussischen Königsthron bestiegen, in derselben einfachen herzbelebenden Weise fort.

Während die Königin Louise das Herz ihres Gemahls im vollsten Sinne keß, mußte sie auch gleich anmüthig dessen Fremde um ihn zu setzen und ein rührendes Zeichen ihrer liebevollen Aufmerksamkeit empfing der alte General v. Aderich, der dem König vor Allen werth war. Aderich war tüchtiger Tischgenosse, verschwand aber stets gleich nach aufgehobener Tafel, was die Königin, schon ihres Gemahls willen, bedauerte. Es gelang ihr endlich, den Grund dieses schleunigen Rückzuges in Erfahrung zu bringen: dem General war eine Peise Tabak nach Tisch dringendes Bedürfnis. Am nächsten Tage trat, bevor er sich hatte entfernen können, rasch die Königin, gestopfte Peise, Wadstod und Tabak in der Hand, vor den erstauenten Freund, ihn also anredend: „Nun, lieber Aderich, sollen Sie mir nicht wieder entweichen, Sie müssen bei uns ihre gewohnte Peise rauchen.“ Das hast Du gut gemacht, liebe Louise“, rief dankbar der König und der tiefgerührte General nahm freudig die Peise an und verließ hinfort nie mehr so schnell das hübsvolle Königspaar.

Am besten bedürft sich wohl der Abel der Seele und wahre Charaktergröße im Unglück und wie erhaben setzte sich die Königin Louise in dem unendlich herben Schicksal, daß ihr nicht erpart blieb.

Während der Anwesenheit der Franzosen in Berlin wagten nur sehr Wenige ihre Verehrung und Anhänglichkeit für das lehrte Königshaus zu bekennen. Zwei Männer verdienen hier rühmlichst erwähnt zu werden: Ein Schauspieler und ein Piarer. Am Geburtsfeste der Königin (1807) war von dem französischen Commandanten jede öffentliche Festlichkeit streng untersagt worden, vor Allem jede Anspielung auf der König. Ifland trat im „Eiffinghären“ auf. Er zog einen verstickten Blumenstrauß hervor, sah sich um und drückte ihn an die Brust. Das Publicum verstand ihn und äußerte laut seinen Beifall. Der Künstler hüfte seinen Patriotismus mit Gefährlichkeit. Der muthvolle Prediger war der greise Erman von der französischen Colonie. Als Napoleon bei der Vorstellung der Behörde sich beliedigende Anfragen in Betreff der Königin erlaubte, unterdrückte ihn der greise Erman mit der Bemerkung: „Sire, ce n'est pas vrai“. Der Kaiser, welcher dergleichen nicht gewohnt war, war diesmal so betroffen, daß er die ebedreiste Bemerkung ungeahndet ließ.

Dem Könige von Preußen lag besonders daran, Magdeburg behalten zu können, aber gerade in dieser Beziehung schien Napoleon unbegabt zu sein. Da beging die Räte des Königs die Tactlosigkeit, ihn zu bestimmen, er solle während der Friedensverhandlungen seine Gattin von Wemmel nach Tilsit kommen lassen, damit sie auf den Kaiser wirke. Die hohe Frau traf wirklich in Tilsit (6. Juli 1807) ein, aber auch ihre Bemühungen blieben erfolglos. Einst bot ihr Napoleon eine Hofe bar mit freundschaftlicher Anrede. Eherzand äußerte die Königin: „Ich nehme sie an, aber nur mit Magdeburg“, worauf der Kaiser: „Mais je ferai à remarquer à Votre Majesté, que c'est moi qui la donne et Vous qui allez la recevoir.“ (Ich muß Ew. Majestät bemerken, daß ich es bin, welcher giebt und daß Sie es sind, welche empfangen.) Seufzend nahm die Königin an mit den Worten: „Reine Hofe oh, doch keine mit solchen Dornen wie diese.“

Magdeburg lag der Königin selbst so sehr am Herzen, daß sie nach dieser rauhen Abweisung von Seiten des Caisers noch äußert haben soll: „Wenn man meine Leiche öffnen würde, nach wie dem Namen „Magdeburg“ in meinem Herzen finden.“ Bei der Leichenöffnung fanden die Ärzte einen Polyp am Herzen, in welchem man den Namenszug „N“ erkennen wollte. (Nicht Magdeburg, Napoleon war dieser Polyp.)

Trotzdem ließ die wahrhaft christliche Fürstin nicht maßlosen Haß gegen den Eroberer ihr Wesen befeuern. Als einst eine ihrer Sophasen bei dem Anblick von Napoleons Bildniß in ein heftiges „Pflui“ ausbrach, sprach sie: „So, meine Liebe, werden wir nicht fertig mit unserm Schmerz. Festigkeit brüdt den Stachel desselben tiefer und kann ihn nie mildern. Wir wollen lieber auf den Heiligen hinblicken, der für seine Feindge getet hat.“

Es war der hehren Dürbin leider nicht vergönnt, Preussens Erhebung zu sehen, die glorreichen Jahre 1813, 14, 15 zu erleben, ein zu rauher Sturm war über die Himmelstürze hinweggebraunt und hatte sie gekniet. Am 19. Juni 1810,

gegen 8 Uhr Abends starb die Königin Louise in hohen Alter, tiefbetrauert von ihrem hohen Gemahl und ihren Kindern, aufrichtig betrauert auch von ihrem Volk, unter welchem sie wohl die schönste, jedenfalls die edelste Frau gewesen.

Sie selbst schrieb in den Tagen der Kränkel an sich:

„Wenn gleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter dem Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leben dieser Zeit erfährt, wissen, wie ich durch sie gelitten habe und sie wird sagen: Sie duldete viel und varrete aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich auch sagen möge: Aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen getreibt und endlich sie errungen haben.“

Der Wunsch der hohen Frau ist in Erfüllung gegangen, ihr Mutterleben ruhte auf ihren Kindern. Ihr Sohn hat den Thron seines Hauses mit einem Strahlenkranz umgeben, wie ihn die Nation nicht herrlicher zu bieten vermag, er hat rühmlich voll verwirklicht, was so lange sehnsüchtiger Wunsch war so weit die deutsche Zunge reicht.

Heil ihm! Heil Preußen! Deutschland Heil!
Emil Romminger.

Deutsches Reich.

* Berlin, 25. Febr. Die Ernennung des Grafen Stolberg zum deutschen Vizekanzler in Wien beschäftigt alle diplomatischen Kreise sehr ansehnlich, nicht allein deswegen, weil Fürst Bismarck mit Uebergehung der „ünftigen“ Diplomaten“ aus dem allerdings sehr kleinen Kreise der vornehmen Herren einen „Aien“ zur Vertretung des deutschen Reiches berufen hat. Man knüpft an das Ereigniß noch viel weiter gehende Erwartungen an. Die „Augsb. Allg. Ztg.“ bringt eine Berliner Correspondenz, nach welcher in den der Regierung und dem Hofe nachstehenden Kreisen mit Bestimmtheit angenommen werde, daß Graf Stolberg unter Contingent des Reichskanzlers zu dessen Nachfolger bestimmt sei, und deshalb das gemachte Anbieten nicht in der Absicht acceptirt habe, sich dauernd dem diplomatischen Dienste zu widmen, sondern nur von dem Bismarck geleitet, aus auf dem Gebiete der auswärtigen Politik sich diejenigen Erfahrungen zu sammeln, deren er sich für bedürftig erachtet, um eine später an ihn herantrübende größere Aufgabe gewissermaßen erfüllen zu können. — Das Herrenhaus, welches bezüglich der Wahl eines neuen Präsidenten in nicht geringer Verlegenheit sich befindet, soll übrigens mit der Absicht umgehen, von der Wahl eines ersten Präsidenten für die gegenwärtige Session ganz abzusehen, nachdem die beabsichtigte Verjüngung des Fürsten von Pleß an den Präsidentenstuhl sich als unausführbar herausgestellt hat.

Der Oberbürgermeister Fischer in Dortmund (früher in Halberstadt) ist von der Düsseldorf'scher Stadtverordneten-Versammlung einstimmig zum ersten Bürgermeister von Düsseldorf gewählt worden.

Eingekandt.

In Teutschenthal, wo viele Arbeiterfamilien wohnen, herrschten früher beim Einlauf der notwendigen Lebensbedürfnisse viele Unbequemlichkeiten. Endlich entschloß sich eine kleine Anzahl von Arbeiterfamilien, einen Consumverein zu gründen, sich zu eigener Hand die Lebensbedürfnisse zu beschaffen und die dadurch ersparten Procente in die eigene Tasche zu stecken. Erst der Gutsbesitzer gewisser Personen ließ man sich nicht abschrecken und gründete noch im December 1874 das Consumgeschäft. Dasselbe entwickelte sich seiner Aufeinander gegenüber zwar langsam, aber in erfreulicher und sicherer Weise, so daß seine Errichtung für die Dauer befestigt dürfte. Auch kamen dem jungen Verein in dankenswerther Weise bestimmte Handlungshülfer entgegen. Das Resultat des ersten Rechnungsjahrs befindet sich bereits. Bis zum Schluss des Jahres 1875 waren dem Vereine 55 Mitglieder beigetreten und nur 4 Mitglieder wieder ausgeschieden. Der Umsatz an Waaren betrug mit ohne Procentverkauf 16,113 Mark 65 Pf. Es wurde nach Abzug aller Unkosten als Reingehinn 1810 Mark 81 Pf. erzielt, mit denen ein Referefond angelegt wurde. Als Dividenden konnten unter die Mitglieder (einschließlich der Ausgeschiedenen) 1384 Mark 60 Pf. verteilt werden. Auf jede Familie kam durchschnittlich die Summe von 25 Mark 17 1/2 Pf., welche Entschädigung bei einer Arbeiterfamilie schon hoch anzuschlagen ist. Bei diesen günstigen Ausfichten hoffen wir unsern Verein immer mehr ausbilden und sich vergrößern zu sehen, und rathen allen Arbeitsgenossen sich zu dieser Selbsthilfe zu entschließen.

Sonntagsplauderei.

Ein neues Blatt in dem Buche der Geschichte unserer Stadt. Die Wäter fangen an zu sparen! In der Zeitung lautet die darauf bezügliche Stelle trocken: „Beim Bau einer Mauer für die Witwe Weege 4 Mk. 1 Pf. erbahrt.“ Aber was für Erwägungen knüpfen sich nicht daran für den denkenden Leser? Was soll nun mit der Summe geschehen? Der nächste Gedanke war wohl, sie auf die Sparkasse zu tragen, und das Pfund nach der Weise des Vermögens wachsen zu lassen, der wäre er zu Christi Geburt zu 3% ausgesprochen, jetzt eine 16 hellige Jahr Mark Zinsen brächte. Ja, aber was denn bei der Feuerlöcher, der lieblichen Zeit reuen kann? Aber selbst abgesehen von diesen entsetzlichen egoistischen Einwürfen ist es doch voranzukommen, daß uns ein ähnliches Schicksal wie den Bewohnern von Pompei bevorsteht, nur mit dem Unterschiede, daß diese von oben her durch Asche verchristet wurden, wir aber in Schamne erstickt werden. Und dann nachher mit unserm Schatz den Philologen, die dann allerdings außer Hand und Fuß von der vielen Wissenschaften gezeiten würden, eine Freude zu bereiten, schreit mir doch so großen Dofers nicht werth. Es ist nun ein großer Fehler der Kritik, wenn sie sich nur negierend verhält. Ich verneine denselben und gebe den positiven Rathschlag: das Geld wird verbraucht, der Magistat laßt sich etwas dafür. Was bekommt man jetzt nicht alles für 4 Mark 1 Pf.? 80 Dreierbrode, 100,3 Faltendretzen ist das wenigste. Auch bitte ich hier den Rückschritt des großen Wesen Puls in Betracht zu ziehen: „Wer Sorgen hat, laßt sich die Gabeln“, und gebe nur zu bedenken, daß Scherzreue Aemlich theuer und in solchen Wirkungen auch weit hinter einem Schamneerwerb zurückbleibt. Ende, das Geld nicht hinreichend, sich in die Lebensversicherung einzuweisen, vorausgesetzt, daß überhaupt noch eine Gesellschaft bereit ist, bei der jetzigen Unheilbarkeit unserer Straßen einen Hallen aufzunehmen. Doch

nein, ich halte jedenfalls die Vertreter der Bürgerschaft für zu materialistisch. Gut denn, ich kann auch einen geistigen Vorschlag machen: warum thun sie nicht die Zeitung dringen? Für 6,000 Monat ist sie ihnen sicher! Wenn hätte ich entschieden die Gartenlaube vorgezogen; doch ist der großherrschaftlichen in Magda's Schwandartikeln ist ihr Credit bedeutend geschwunden. Die Gartenlaube haben zwar jetzt ihr Ende erreicht, aber es dürfte mir neulich, daß ich beim Lesen des Romans: „Im Laufe des Commerciantathes“ meinen mir gegnerüberstehenden Freund mittelich in den Kreis führte, in der Meinung, einen der gefühlperten Charaktere vor mir zu haben. Und doch mußten dieselben wohl sein; denn wie sollten die Verfassern von „Goldelise“, „Reichsgärtin Ghelida“, die „zweite Frau“ re. darauf gekommen sein, ganz dieselben Personen vorzuführen, wie hier die Maritit? Ich für meinen Theil muß offen bekennen, daß ich weder einen solchen verdächtig Engel noch ich ein Schenkel, wie sie in je zwei Exemplaren nebst den verschiedenen Uebergangsstadien immer wiederkehren, gefunden habe. Sollte mir dies noch passieren, so würde ich den Engel, falls er wirklich ist, bis zur Cur nach Scheiditz senden, und schließlich mit ihm den Standesbeamten incommoßiren. Die Scheiditzer aber würde ich einfach Jacobson zur Verarbeitigung zu einer Bohle übergeben, und so granam die Strafe ist, sie wäre nur gerecht.

Aber einen guten Artikel hat die Gartenlaube für längerer Zeit doch gebracht, er trug, glaube ich, die Ueberschrift: „Amerikanische Unrechtsfreiheit“. Der Verfasser wies hier nach, wie leicht es jenem des Ozeans ist, seinen Namen der drohenden Vergeßlichkeit zu entreißen, indem man einfach eine oder mehrere Millionen Dollars zur Gründung einer Unrechtsfreiheit. Auf diese so leichte Weise unethisch zu werden, ist entschieden eine Schandthat und ich kann deshalb nicht dringend genug warnen: einer Unrechtsfreiheit überhaupt etwas zu schenken. Zwar wird hier „anderer Leier den Kopf schütteln und denken: „Die Warnung ist auch in den Wind geblasen.“ Am Geen-

thell, Verehrter, sie ist besetzt, ehe sie ausgesprochen. Oder haben Sie nicht gesehen, daß einer unerer Blutrathen nur gereine eine Entschädigung von 30,000 Mark aus das Wuthungrecht, das er auf den Boden hat, wo die neue Anatomie, Klinik u. i. m. hinwachsen soll, verziehen will? Wozu wundern höchstens die Bergfähigkeit der Summe. Was kann nicht bei rationalem Uebergang vor dem Steinthor alles gefunden werden? Können noch Finckeln geben? Und das ist doch ein Artikel, der immerhin mit 20,000 Thlr. Reingehinn recht heutzutage. Die hier berichtete Angelegenheit zeigt einmal wieder recht deutlich, wie vorzüglich man auf Luffinden von dergleichen Sachen sein muß. Ich kann doch für unsere Olymper nicht bringend genug empfehlen, in recht bequemen zu Werke zu gehen und sich zu hüten, eine Zeit ohne weiteres als antik anzuerkennen, wäre auch der Schnitt ihres Reiches noch so altmodisch, und darre auch die Zeitung, in der sie etwa eingewickelt, nach aus der vorzindunbedingten Zeit.

Aber da fällt mir ein, ich wollte ja noch die Bauschlichtheit, die ich in der letzten Wanderei begonnen habe, zu Ende erzählen. Doch das geht heute nicht, es wird die höchste Zeit, daß ich aufhöre, denn schon seit einer halben Stunde cutt meine Frau nach mir: ich soll hier den Kohn im Keller losmachen, da sie effischer Flaschen Wein bedarf und zu ihm auf keine andere Weise gelangen kann. Zwar lange ich hin und wieder bei dervartigen Waffenspartien einen Mal, aber doch wird die Feindschaft allmählich ungemüthlich und der einzige Trost dabei ist soles labissie-mal-mal Selbst in der Reichshauptstadt geht nicht alles ja wie es sollte. Und während wir hier gequidete Fofnung haben, daß das Wasser bald wieder fällt, laßt der Schlag des Bricies, den man nun wieder von dort geschickt hat und für den er, offen gestanden, lieber das Porto hätte zahlen sollen: „Ein Ende der traurigen Zustände ist vorläufig noch nicht abzusehen.“

